

VI.

Philosophie und Dichtung. Typen ihrer Wechselwirkung von den Griechen bis auf Hegel.

Von

Hermann Glockner.

»Wahre Philosophie aber ist es, die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit einer Sache durch alle Zeiten zu verfolgen.«
Kant.

Zu den frühesten Zeiten der hellenischen Philosophie waren Dichter und Denker so untrennbar miteinander verknüpft, daß »jene Ältesten, mit denen es hell und geistig wird in der Geschichte ... jene Väter der Wissenschaft, die man die Patriarchen Europas nennen kann« (Joël), in gleicher Weise in der Geschichte der griechischen Poesie wie in der Philosophiegeschichte aufgeführt werden müssen. Aus dem Geiste des Mythos geboren, hat das seltsam hellseherische Denken jener Menschen das plastische Gewand erlebter Dichtung ein halbes Jahrtausend hindurch eigentlich niemals ganz abgelegt und Geburt und Grab, dithyrambische Lust und all die Schatten und Schauer unseres so beweglichen und flüchtigen Lebens mit bunten Hüllen umkleidet und mit zwar mannigfach entgegengesetzten, letzten Endes aber doch in einer einzigen kühlen und reinen Harmonie ausklingenden Gedankendichtungen umspinnen. Jene »naive ungebrochene Einheit eines harmonischen Menschentums« freilich, in der einst Herder, Schiller und selbst bisweilen noch Hegel die wundervolle Einzigartigkeit des griechischen Geisteslebens zu erkennen glaubten, hat sich uns als die idealisierende Vorstellung einer Zeit erwiesen, die mit innigem Bemühen das zu erreichen strebte, was den Griechen angeblich mühelos in den Schoß gefallen war: ein Weltbild von der abgewogenen Geschlossenheit ihrer Marmortempel, in sich ruhend und vollkommen wie die plastischen Werke ihrer klassischen Epoche, klar-bestimmt und wolkenlos wie die Landschaft am Gestade des »veilchenfarbenen« Meeres¹⁾. Lernten wir doch — der wesentlichste Erziehungsfaktor unserer Nation! — unserer ganzen geistigen Ent-

¹⁾ Vgl. Natorp, Was uns die Griechen sind. Akad. Festrede 1901.